

Am Rand der schwäbischen Alb, wo die Aach über einen Wasserfall in die Donau mündet und die Donau zwischen dem Serpentinsteine und der Kieslandschaft eine genaue Grenze schneidet. Hier, in Zwielfaltendorf, lebt und arbeitet Volker Demuth, Schriftsteller, bekannt durch seine Lyrik und Essays. Wenn er nicht in Berlin ist. Ganz in der Stadt, oder ganz auf dem Land.
 „Geboren im zwanzigsten Jahrhundert zu Anfang der sechziger Jahre, Todesdatum im einundzwanzigsten Jahrhundert“. So beschrieb er sich einmal in einem „Autoskop“ genannten Text. Lakonisch, poetisch und mit einer scharfen Brise Sarkasmus, mehr Datengenaugigkeit sei heute überflüssig. Bedeutung erwachse dafür umso mehr „jenen merkwürdigen Beziehungen, die in einem Leben von Anfang an zu Räumen entstehen, in denen man eine Zeit lang vorkam“.

Die zuletzt herausgekommenen Bücher entsprechen den literarischen Formen Volker Demuths: Der Lyrikband *Flughaut Hirnfries*, im Jahr darauf der Essayband *Textwelten, Bildräume* sowie die autobiografische Erzählung *Das angekreidete Jahr*. Das Biografische findet sich in allen drei Büchern, autobiografisch angelegt sind sogar die beachtenswerten Essays, die von der FAZ ebenso zitiert werden wie von Peter Sloterdijk. Aber gerade die Lyrik in *Flughaut Hirnfries* reflektiert überwiegend nicht auf das eigene Leben. Sie zeigt eher essayistische Spuren.

Wer Demuths Bücher liest, merkt bald, wie sich die Gattungen und Themen durchweben. Man ahnt die Konsequenz seines Schaffens, und auch die Lust, Neuland zu erschließen. So entfaltet der Essay „Topografie des Lesens“ den Blick in das weite Denkgelände, aus dem sich spätere Gedichte aufbauen

Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen
 Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen
 maschinen **Texte wie Suchmaschinen** Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen
 nen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen
 Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen

Ein Porträt des Schriftstellers Volker Demuth

Endmoräne, Geschiebeladungen, die Wörter in seinen Gedichten kommen aus den Orten, oft archäologisch tief oder auch plötzlich weit in die Weltkarte gezogen. Und immer in Verbindung mit dem Näheren, auch der profanen Umgebung, „von einem langsamen Lichtbalken abgetastet/der dich in diese Grabung einscannte“.

Gibt es Lyriker, bei denen der visuelle Eindruck, der Bildeinfall, erst zur Sprache führt, so scheint hier eine literarische Sprache die Welt erst herzustellen. An den Schnittstellen der Sprachfragmente entsteht der Ort, entstehen die Dinge, die Verhältnisse, das Leben.

„Wenn an den Isolatoren der Strommasten
 eine einzelne Erinnerung
 das Schalenwild Hirn
 sehr durchsichtig wird und wunschlos“

So wird sichtbar, was uns umgibt: Schnittmengen aus Stadtgegend, Fahrgeräuschen, Massen- und Medienkultur, Sprechsplinter, Naturreste.

Das Haus am Fluss, die sogenannte Idylle. „Eintreten in endlose Horizonte“. Eisevögel brüten hier, die Biber sind, nach Jahrhunderten, zurück. In Intervallen fährt der Zug über die nahe Donaubrücke – und durch das Gespräch. Eisengebrüll, ohrenbetäubende Schnitte. Doch das Nachdenken über das Schreiben scheint nie unterbrochen, „es gibt nicht eine richtig neue Schreibposition, aber doch eine Möglichkeit, diese großen Erfahrungen der Moderne zu nutzen“.

können. Und in dem Erzählband *Das angekreidete Jahr* fällt auf: Eine der gängigen Rückschauliteraturen ist das nicht. Der Erzähler schaut nicht auf etwas wie Lebensstrecken zurück, vielmehr kreist das Erzählen, wie die Erde um die Sonne kreist, man wird das Jahr ankreiden an Türen, man wird die Beete umbrechen und weiter.

Prosastücke wie „Die Mutterfirma“ oder „Schnecken und Schädler“, die auch eigenständig für sich stehen können, verweben sich zu einem Lebensbuch, einem fesselnden Erinnerungsraum. Darin tauchen bestimmte Menschen wieder auf, Verwandtschaftsgrade verknüpfen sich zu Erinnerungsmerkmalen („Mutter der Mutter“, „Vater des Vaters der Mutter“). Stimmungszustände (Erotik, Angst) schieben bestimmte Farbfilter ein (gelb) und Körpergerüche (oft: sauer) haben ein Gewicht. Der Junge wächst heran, das Kleinstadtleben rückt in sich.

Nicht zufällig hat Volker Demuth dieses Buch zyklisch aufgebaut. Jedem der dreizehn Kapitel ist ein Monat zugeordnet, es beginnt und endet im Juli, auf weitere Umläufe offen. Da ist es interessant, worauf das Heraklit-Zitat hinweist, das diesen Erinnerungsschleifen vorangestellt ist: „Wir sind und sind nicht.“ Was ist Erinnern anderes als in denselben Fluss nicht steigen können? Und nicht in dasselbe „Ich“? Diese Erkenntnis ist brisant für Autobiografien. Es würde verwundern, wenn Demuth, der hochreflektierte Lyriker, sie nicht auch in der Prosa einlösen würde. In einer neuen, nur so möglichen Form. Tatsächlich behauptet er da gar nicht das illusionäre Lebenslänglich. Man spürt zwischen Volker

Demuth und die Figur des Jungen eine andere erzählende Instanz geschoben, wie ein Erinnern-Ich. Nie wirkt der Junge als Enthüllung des Autors in dessen Jugendjahren: eine diskrete Autobiografie.

Diese Lebenswahrscheinlichkeit ist ungemein sinnlich erzählt. Der Blick des Kindes, zwischen den Lebensmenschen, anrührend und erschütternd, so grausam wie einsam. Kleinstadt, 60er Jahre. Die so normalen wie obszönen Handgriffe der Männer. Und da ist ein Riesenschatz von Wörtern, Schnecken, Tauwürmer ins Glas fädelnd, Schweißsterne. Hinreißend die kindlichen Sexausflüge, geheimnisvoll entschlossen und bar jeder Romantik.

Das liest man nicht schnell weg, öffnen sich doch beim Lesen immer neue Räume. Der Sprachfluss hat meisterlich geführte Sprachnebenflüsse, an denen Dinge zusammenkommen (eine Hand wird zum Ackerboden, ein Gesicht zum

gelassen, das ironische sowie tatsächliche Gewicht. Oft sind bildende Künstler hier, hier schreiben auch Autoren, hin und wieder Volker Demuth. Von dem aus dem Nachbarstudio festgestellt wurde, dass er „sehr fleißig“ arbeite, das heißt, jeden Tag schon früh morgens an diesem Tisch schreibend zu sehen sei. Die seit Jahren immer wieder im Wechsel bewohnten Gegenden Berlins, wo er den hippen Szenen ausweicht, haben ihren Niederschlag in den Gedichtbänden gefunden. Zum Beispiel in dem schroff elegischen Gedicht „Stalinallee, nach und nach“. Oder in „Stimmen-, Schattenarchipel“. Durch die scharfgestellte poetische Wahrnehmung sind das auch historische Notierungen. Das erregbare Gedächtnis der Wörter wird akut: „diese Trauer/ein irgendwo liegengeliebenes Gebiss“.

ie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschine
 aschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte v
 nen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie S
 xte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmas
 wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschin



Foto: privat

Nachthimmel, Weckgläser zum Todesbild). Da ist man verführt anzuhalten, es nochmal zu lesen. Und deutlich wird, weil man es doch kennt: dieses Rück-Vor-Rückspulen, Suchvorgänge, dass es ist wie der Vorgang des Erinnerns selbst. Sätze wie Suchmaschinen.

Diesen Menschen seiner Herkunft, arbeitend, ohne Privilegien, sagt Volker Demuth im Gespräch am Fluss, wollte er eine Stimme geben, ein Recht der Erinnerung. Entstanden ist dabei auch ein Geschichtsbild jener unscheinbaren Phase zwischen den Abraumhalden, mit Heimatresten, Wirtschaftswunder und den virulenten Nachlässen der Nazivergangenheit: „Judenfürze, wie wir immer noch sagten.“

Berlin, Nähe Herzzentrum. Ein Gegenort zum Ländlichen, zur Kleinstadt. In einem ehemaligen Umspannwerk steht der Tisch, um den das große Studiozimmer seine leichte, konzentrierte Leere räumt. Das Schild mit dem Symbol für Hochspannung hat man auf der alten schweren Metalltür

Volker Demuth hat konsequent einen Eigen-Sinn der Sprache entwickelt. Nicht von ungefähr führte seine Experimentierlust mit Texten und Formen zum RaumPoem. Mit dem er eine neuartige Medialität von Gedichten geschaffen hat, welche die Schrift in den Raum hinein, in ein simultanes Geschehen öffnet.

Zu Demuths Werk scheint mir das Schild über dem Türsturz einer Kunstaussstellung in Paris ganz gut zu passen: „Halten Sie sich länger in diesen Räumen auf. Sie könnten sonst viele der Kunstwerke nicht sehen, die sich nach mehr oder weniger langer Zeit öffnen.“ In jedem Fall möchte man das bei den besonders schönen, extrem poetischen Gedichten in *Flughaut Hirnfries* sagen. Beim Blick auf die Seiten steht diese lichte Sprache da, durchsichtig auf die spannend und merkwürdig gefügten Zeilen, „durch hauchdünne Schneedecke frottiert“, jede einzeln für sich regt schon die Bedeutungssensoren an. Bröckelnd, verwittert, wie Treibgut scheint es auf dem Rhythmus herzukommen, der es zusammenhält. Wenn man schnell ins Bild gesetzt sein will, entzieht sich jede Stelle des Gedichts. Selbst suchend, Spuren bergend, lädt es zum Entdecken ein. Geht man hinein wie in ein noch unbekanntes Gelände, nicht einmal, mehrmals, dann geht diese Welt aus den Wörtern, Lebensfragmenten auf. Eine Kunst der Lücken, „abgeschmiert („Was ist ein Wald“) im/Sturzbild großem Frontkino“.

Doch haben die Texte von *Flughaut Hirnfries* einen thematischen Zusammenhang: die merkwürdigen Beziehungen

anderer, meist Künstlerexistenzen, zu Räumen, in denen sie eine Zeit lang vorkamen. Zentral steht der Zyklus „Hinter den Linien“, zu Künstlern, in deren Schaffen der Erste Weltkrieg einbrach. Max Ernst, „angetreten/diese verschütteten nächst unverständischen/Augen/das Beißholz da“; Paul Klee, der Tarnungen („Flughaut“) auf Bomber aufschablonierte, und Franz Marc, „Briefkontrolle funkender Hirnfries“, der, bei Verdun gefallen, seine bahnbrechenden künstlerischen Erkenntnisse nicht mehr ausführen konnte.

Da taucht das auf, mit Zitatfetzen, Briefspuren, Relikten aus dem profanen Alltag, „Tinte/aus Beeren Kaffee Schuhcreme/fehlende Papiere“ bei Hugo Ball im Tessin, und die poetischen Essenzen des Dichters, „Wo aber taut der Himmel“. Man erkennt in den poetischen Spuren auch Hercules

Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie
 en **Texte** wie **Suchmaschinen** Texte wie Suchmaschinen Texte
 schinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen
 exte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte wie
 n Texte wie Suchmaschinen Texte wie Suchmaschinen Texte

Seghers, den verquer genialen Stiche-
maler des 17. Jahrhunderts, die
Seltsamkeit seiner frappierend
modernen Bilder, „bis plötzlich
dies Bildrauschen an der /Mauer“,
und das fragile, fragwürdige
Leben.

Dass das so gegenwärtig wird, liegt an der Kunst des Gedichts. In *Flughaut Hirnfries* wirkt der Klang der Wörter, das Aufmachen ihrer Bedeutungshöfe, wie sie ineinander geschnitten sind, wo aufgebrochen, „noch bei Abend-/Atemhauch“, wirken die Rhythmen und Subrhythmen, „die Abstriche dann Dost“.

Doch das Entscheidende, ganz Elementare für diese Literatur ist, wie es Volker Demuth so erfahrungsklar in seiner Poetik sagt: „Auf einem weißen Blatt Papier fängt es tatsächlich an. Schreibvorsätze sind dahin, denn was wäre vor Sätzen, vor Wörtern aufzuschreiben gewesen, auf die man sich, wie auch, überhaupt nicht gefasst machen konnte.“ //

Zum Weiterlesen:

Das angekreidete Jahr. Erzählung. Klöpfer & Meyer, Tübingen 2007.
156 Seiten, 16,90 Euro

Textwelten und Bildräume. Essays zu Literatur und Medien.

Königshausen & Neumann, Würzburg 2007. 195 Seiten, 19,80 Euro

Flughaut Hirnfries. Gedichte. Verlag Ulrich Keicher, Warmbronn 2006.
24 Seiten, 10 Euro

Das Material des Sanddornschatens. Ein Raumpoem.

Landpresse-Verlag, Weilerswist 2003. 64 Seiten, 20 Euro

Carmen Kotarski lebt als Schriftstellerin in Stuttgart.

„Engeler-Artisten“ und die Kunst der Grenzüberschreitung

Ein Porträt des ungewöhnlichen Verlegers Urs Engeler

„Irgendwann landen alle guten Dichter bei Urs.“ Es war nur eine beiläufige Bemerkung, ganz ohne Prophetenpose, die der Dichter Ulf Stolterfoht in einem seiner vielen Interviews fallen ließ. Möglich aber, dass diesem Satz bald eine prognostische Qualität zuwächst. Während man in unseren noblen Bücherhäusern die Lyrikprogramme immer mehr eindampft, hat sich der passionierte Independent-Verleger Urs Engeler seine Leidenschaft für die Dichtung nicht austreiben lassen. Dass sich unsere besten sprachschöpferischen und ästhetisch querulatorischen Dichter irgendwann im Ein-Mann-Verlag Urs Engeler Editor einfinden, ist ein fast schon empirisch belegbares Faktum. Das beste Beispiel ist ja der Peter-Huchel-Preisträger Ulf Stolterfoht selbst, der als völlig unbekannter Novize 1998 gleich mit seinem ersten Gedichtbuch *fachsprachen I-IX* in das kühne Programm Urs Engelers aufgenommen wurde. In Stolterfohts jüngstem Erfolgsbuch, dem in dritter Auflage (und bald 2500 verkauften Exemplaren) vorliegenden ethnografischen Langpoem *holzrauch über heslach* (2007), ist denn auch stolz von einem abenteuerbereiten „Engeler-Artisten“ die Rede, als wäre die Zugehörigkeit zu diesem kleinen Verlagshaus ein Qualitätsbeweis.

Sicher ist: An ästhetischem Eigensinn und an verlegerischem Beharrungsvermögen lässt sich der in Basel beheimatete Urs Engeler (der ins Gewerbegebiet in Weil am Rhein pendelt, wo er sein Versandzentrum und Bücher-Lager angesiedelt hat) kaum überbieten.

Es begann alles Ende 1991, als ein junger Student der Literaturwissenschaft aus Winterthur den Plan fasste, entgegen aller ökonomischen Vernunft im Alleingang eine Lyrikzeitschrift zu gründen. In seinen Seminaren bei dem Komparatisten Hans-Jost Frey hatte der 1962 geborene Engeler gelernt, die nicht begriffliche, metaphorische, unbestimmte Sprache des Gedichts als eine primäre Form der Wirklichkeitserkundung zu begreifen. Seine Entscheidung für Gedichte war – wie er es in einem Gespräch unter Hinweis auf eine Sentenz Paul Celans formulierte – auch ein „Versuch, Richtung zu gewinnen“. Auf der Suche nach dem anthropologischen Ur-Ereignis Dichtung präsentierte Engeler daher im September 1992 das erste Heft seiner Lyrikzeitschrift *Zwischen den Zeilen*. Die Skeptiker, die dem literarischen Nobody damals allenfalls zutrauten, die virulente Überproduktion mittelmäßiger Gedichte nur noch weiter anzukurbeln, wurden rasch eines Besseren belehrt: Aus dem marginalen Poesieprojekt eines Einzelgängers aus Winterthur ist mittlerweile das inspirierendste Lyrik-Periodikum der Gegenwart geworden. Schon in den ersten Heften von *Zwischen den Zeilen* wurden mit Durs Grünbein, Thomas Kling, Jürgen Becker, Friederike Mayröcker, Marcel Beyer und Brigitte